

Nr. 272. Bromberg, den 22. November 1936

Zum Totensonntag

Geht nun hin und grabt mein Grab,
denn ich bin des Wanderns müde;
von der Erde scheid ich ab,
denn mir ruft des Himmels Friede,
denn mir ruft die süße Ruh
von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
meinen Lauf hab ich vollendet,
lege nun den Wanderstab
hin, wo alles Ird'sche endet,
lege selbst mich nun hinein
in das Bette sonder Pein.

Was soll ich hienieden noch
in dem dunklen Tale machen?
Denn wie mächtig, stolz und hoch
wir auch stellen unsre Sachen,
muß es doch wie Sand zergehn,
wenn die Winde drüber wehn.

Darum, Erde, fahre wohl,
laß mich nun in Frieden scheiden!
Deine Hoffnung, ach! ist hohl,
deine Freuden selber Leiden,
deine Schönheit Unbestand,
eitel Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn und Mond und liebe Sterne,
fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reis' in weite Ferne,
reise hin zu jenem Glanz,
worin ihr verschwindet ganz.

Die ihr nun in Trauer geht,
fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
tröstet ja des Herrn Gemeinde;
weint nicht ob dem eitlen Schein,
droben nur kann ewig sein.

Weinet nicht, daß nun ich will,
von der Welt den Abschied nehmen,
daß ich aus dem Irrsal will,
aus dem Schatten, aus dem Schemen,
aus dem Eitlen, aus dem Nichts,
hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht! Mein süßes Heil,
meinen Heiland hab ich funden,
und ich habe auch mein Teil,
in den warmen Herzenswunden,
woraus einst sein frommes Blut
floß der ganzen Welt zugut.



Weint nicht! Mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
hell empor die Hoffnung schwebt
und der Himmelsheld, der Glaube;
und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!



Ernst Moritz Arndt, 1769—1860

Der Tag der Toten.

Ein Tag im Jahr ist den Toten frei. Aufdämmert aus trüber, grau verhangener Novembernacht ein Morgen, da aus welkem Laub die Gräber, von treuer Hand erneut geschmückt, kranzbeladen schimmern, versonnene Menschen Friedhofspfade wandeln und schwerer Glockenklang gedämpft durch Nebelschwaden dringt.

„Alle Gesetze lassen sich übertreten", sagte einst Abraham a Santa Clara in seiner Betrachtung „Der Tod", „das Gesetz des Todes allein kann nicht umgangen werden. Diesem Trunk muß ein jeder Bescheid tun; dieses Liedl muß ein jeder singen, nach dieser Pfeife muß ein jeder tanzen. Sterben, sterben müssen wir alle, und ihr, Jungen, seid auch nicht davon befreit." Vor dem Tod sind alle Menschen gleich. Wer spürte es deutlicher denn just der ständisch gegliederte Mensch des Mittelalters, wenn er bekannte: „Ich hab' gesehen, daß eine güldene Kron' und eine Kappe, ein Zepter und ein Holzhack, ein Purpur und eine Jopp bei dem Tod eines Gewichts und eines Gesichts seien . . ." Es ist ein Schnitter, der heißt Tod und tanzt. Wie oft ist nicht in Wort und Bild ein solcher Totentanz den Lebenden zur Mahnung an die Vergänglichkeit des Irdischen gar kunstvoll dargestellt worden? Betrachten wir diese Werke alter Meister daraufhin genau, verliert der Tod den Stachel, ist nur mehr Fährmann, der uns behutsam ans Gestade ewigen Lebens rudert. Und dennoch fürchten ihn so viele! Große stolze Geister, weiß man, zitterten, wenn sie ihr letztes Stündlein nahen fühlten, doch der primitive Wilde geleitet seine Toten, mit Speise, Trank und Schmuck versehen, ins Erdreich wie zu einer großen Reise. Rasch fällt der Tod den Menschen an, und diese Plötzlichkeit seines Auftretens beunruhigt vor allem die Gemüter. Es scheint, als stände dann der Mensch allein in staubig-grauer Wüste, dem jähen Umschwung vom Tage zur Nacht ohne Dämmerung hilflos preisgegeben. Er sieht unendlich klar des Tages Scheiden. Etwa wie Goethe es ausdrückt: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes . . . Kannst du sagen: Das ist, da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird?" Diese Frage bejahen aber heißt schon den Tod bezwingen angesichts der Morgenröte ewigen Lebens. Dann wird der Tod nur Dankespflicht gegenüber der Ewigkeit, wie sie wohl friesische Fischer im Heulen entfesselter Elemente trotzig bekennen: „Einen Tod sind wir unserem Herrgott einmal schuldig!" Wie die Geburt erscheint dann auch der Tod nur als Sprosse zu neuen Daseinsformen. Gewiß, der Leib zerschellt daran, doch gleicht er einem Schiff, das an der Sandbank einer verheißenen Insel strandet, wo dann die jeder körperlichen Hülle ledige Seele endlich zu ihrem wahren, ewigen Leben erwacht.

Dieses ewige Leben aber bedeutet Genesung von allen Unzulänglichkeiten, eine Genesung, wie sie zutiefst schon Sokrates in seiner Sterbestunde erkannte, als er erklärte: „Kriton, wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig."

Sehr mannigfaltig sind die Totenkulte dieser Welt, sie alle eint jedoch ein unsichtbares Band, geknüpft aus Furcht undn Achtung vor der gestrengen Majestät des Todes. Totensonntag! Das ist die stille Heerschau derer, die, vom Tod gefällt, einzogen in die Seligkeit. Und wir verstehen: hier ist kein Trost vonnöten. Sie haben den Frieden, um den wir Zeit unseres Lebens ernstlich ringen.

Der Tod reißt Lücken, die oft unsäglich schmerzen, und es ist Menschenart, das Schicksal unserer Nächsten, die er aus unserer Mitte nahm, zu beklagen, statt sich an ihrem Heimgang aufzurichten und sich zu wappnen wider alle Widerwärtigkeiten des Lebens.

Gewißheit ist der Tod und dennoch unergründliches Geheimnis gleich einer nächtlichen Meerfahrt durch Finsternisse, die kein anderes Licht durchdringt denn unser Glaube an das ewige Leben. Bereitschaft ist hier alles. Gönnen wir uns an den Gräbern der Verstorbenen jenen tapferen Blick ins Leben, der uns allein befähigt, es nach eigenem Ermessen zu meistern und dann dem Tode lächelnd ins Antlitz zu schauen, wenn er uns ruft!

Der silberne Becher.

Erzählung von Gertrud Hammer-Seelmann.

Mit ängstlichen, zagen Schritten lief das Kind den steilen Weg zur Höhe hinan. Scheu huschten seine Blicke nach den regennassen Stämmen der entlaubten Bäume zu beiden Seiten des schmalen Waldstegs. Feuchter Sand knirschte unter den hastigen, unsicheren Füßen. Novembernebel hing gleich wehenden, grauen Tüchern über den kahlen Ästen.

Unten im Tal der Stadt schlug eine Kirchenuhr dumpf und schwer. Das kleine Mädchen lauschte dem fernen Klang, blieb aufatmend stehen. Es gelang ihr, vier Uhr zu zählen. Sie erschrak. Sie würde sich eilen müssen, daß niemand ihre Abwesenheit merkte. Kein Mensch durfte wissen, daß sie allein den weiten Weg zum Waldfriedhof gesucht hatte. Unter den trauernden Bäumen schlief seit Wochen ihre Mutter. Hella seufzte. Das schmale Kindergesicht zeigte plötzlich den Ausdruck einer leiderfahrenen Frau. Doch schon belebten sich ihre Züge. Ein suchendes Lächeln öffnete den blaßrosigen Mund. Die Fingerchen tasteten nach der Tasche des braunen Mantels, fühlten zufrieden den Besitz. Ganz jäh zog das Kind den Becher hervor. Umspannte mit beiden Händen das silberne Kleinod. Und so den Becher vor sich hertragend, wie eine Opfergabe, stieg die Vierjährige weiter bergauf.

Den Becher trug sie für die Mutter. Unklares Wünschen hatte ihr das Herz beschwert, wenn sie allein, ungesehen weinte um die Mutter. Es war das Gefühl in ihr, als könnten all die vielen Tränen, die den Weg gefunden hatten über ihre schmalen Bäckchen, der Mutter Trost bringen in der kalten Einsamkeit des Grabes. Manchmal glaubte es noch die Hände ihrer Mutter zu fühlen, wie sie ihr liebevoll die Wange streichelten. So schien es ihm, als wären diese Tränen eine schimmernde Brücke zwischen ihr und der Entrückten. Das Kind hatte versucht, sie im Tüchlein zu bergen, aber nur der Stoff feuchtete sich, die Tropfen zerrannen. Da war der Brunnen ihr eines Nachts erschienen, der den Friedhofseingang zierte. Sie sah die Frauengestalt, aus deren Augen Tränen rannen, die flachen Schalen auf den ausgestreckten Händen. Die Mutter hatte ihr im Sommer den Sinn des Steinbildes erklärt. Hella hatte es nie ganz vergessen können. Nun war es zu ihr gekommen und hatte ihr den Weg gezeigt. An den tropfenden Wassern des Brunnens wollte sie den silbernen Becher füllen und glauben, es wären ihre eigenen Tränen. Dann es tropfenweise der Mutter auf die häßliche Erde schütten, mit der sie die Männer so hart und schwer bedeckten, als sie sie begruben.

Das Kind, immer den Blick auf den Becher geheftet, strauchelte. Leise stöhnend richtete es sich wieder auf, empfand deutlich wieder die Stille des Herbstwaldes wie ein banges Geheimnis. Wie scheue kleine Vögel flatterten Gedanken ihr zu und waren schon verschwunden, ehe ihr kindlicher Verstand sie ganz erfaßte.

Wenn Vater von ihrem Weg erführe, ob er zanken würde? Oder ob er einmal wieder lächeln könnte? Wie sie es wünschte! Und wenn es nur ein Auslachen wäre ihres heimlichen Besuches. Es war so laut und heiter bei ihnen gewesen, ehe sie die Mutter hinaustrugen. Doch sie wußte es ja, es kam nicht wieder zu ihr und zu dem Vater, das Lachen. Sie hatten es hineingesperrt zur Mutter, als sie den schweren Deckel schlossen. Seitdem hörte man es nie mehr in ihrer Wohnung. Angstvoll suchte das Kind die Rückerinnerung an die Tote. Aber die Lebende war ausgelöscht in ihr, sie sah sie nur immer im Sarge liegen. So blaß und so fremd, so fern . . .

Wie Erlösung strömte es auf das zarte Seelchen, als das weiße Eingangstor des Friedhofes durch die nackten Stämme leuchtete. Die schwere Tür knarrte, als die schwachen Kinderhände die Klinke niederdrückten. Hella lief schnell über den Kiesweg. „Zur Mutter", flüsterte es in ihr, „zur Mutter."

Schon kamen die ersten Hügel mit den hölzernen Kreuzen. Unter der Trauerweide dort, stand die weinende Frau aus Stein. Die Dämmerung sank. Das Kind blieb stehen, verhielt angstvoll horchend den Atem. Es drehte das dunkle Köpfchen nach allen Seiten. Wie sonderbar es war, alles um sie her. Es war doch niemand da sonst, aber war sie wirklich allein?

Noch fester umklammerten die kleinen Hände den Becher. Ganz langsam begann das Kind wieder die Füße zu setzen, schritt mit heiligem Ernst zu dem Brunnenbild. Hielt den Becher empor und ließ Tropfen auf Tropfen rinnen auf die dunkle Erde.

So groß war der liebende Glaube des Kindes, daß es die Wassertropfen fühlte als eigene Tränen.

Von irgendwoher kam ein zartes, schlafensmüdes Zwitschern eines Vogels. Unwillkürlich richtete sich die Kleine horchend auf, sah sich um. Ach, dort auf dem Tannenbäumchen, da saß das Vögelchen! Wie lieb es aussah! Das blieb nun auch die Nacht über bei der Mutter! Wie schön das war!

Klein Hella reckte sich hoch. Wie wohl und frei ihr zu Mute war. Sie hatte ihrer Mutter ihre Tränen gebracht, sie war nicht mehr allein, und das Vögelchen sang ihr das Schlummerlied.

Flink, getröstet lief das Kind den Weg zurück. Nun schnell heim, daß der Vater sich nicht sorgte um sie. Den Wald hinab zwang es sie zu lustigen Sprüngen. Es ollte schon dunkel werden. In einem Haus auf dem gegenüberliegenden Bergrücken entzündeten sich die Lampen. Aber der Wald hatte auf Kinderaugen die Lücken zwischen den Stämmen. Was war denn das? Stand dort nicht ein Mann? Wie gebückt der sich hielt! Jetzt kletterte er sogar den Hang hinauf, wo die große Eiche ihre starken Äste reckte. Unschuldig trippelte die Kleine lautlos näher heran. Jetzt nahm er ein langes Seil aus der Tasche, warf es über die eine Astgabel. Was das nur bedeutete? Unklare Vorstellungen von Wäscheaufhängen regten sich in der kindlichen Seele. Hella lächelte. Wie dumm war der! So spät am Abend ein Waschseil ziehen! Es würde auch sicher bald wieder regnen.

Das kleine Mädchen blieb stehen, sah die Böschung hinauf, reckte sich auf die Zehenspitzen. „Du, Mann," rief es plötzlich laut — die dünne Kinderstimme klang seltsam eindringlich —, „was tust du da?" — Die schmale Männergestalt zuckte zurück. Aus gramzerwühltem Gesicht starrten dunkle Augen auf das kleine Persönchen am Wegrand. Seine zitternden Hände verkrampften sich in der Jackentasche. Wortlos sah er auf das Kind.

Wieder klang die Stimme nach oben: „Komm doch zu mir! Willst du auch zur Stadt zurück?"

Wie ein Befehl wirkte das kindliche Bitten. Der Mann stieg den Hang hinab. „Geh weiter!" sagte er rauh, als er neben dem Kind stand. „Ich folge dir später." Darauf leiser, wie zu sich selbst: „Nein. Ich gehe nur voraus. In einigen Minuten werd' ich den Weg zu End gegangen sein, der noch vor mir liegt."

Die Kleine lauschte aufmerksam. „Ich verstehe dich gar nicht," bekannte sie, „was erzählst du mir da alles? Willst du nicht wissen, woher ich komme?

„Wo warst du?" fragte der Mann mechanisch.

Das Kind nestelte umständlich den Kelch aus der Manteltasche. „Sieh," flüsterte es glücklich, eifrig, „meiner toten Mutter hab' ich in dem silbernen Becher alle meine Tränen gebracht. Damit ich bei ihr sein kann."

Ein letzter Lichtstrahl ließ das kunstvolle Gebilde erglänzen.

Der Fremde trat näher, griff mit beiden Händen nach dem Gefäß. Begann mit streichelnden Fingern das kalte Metall zu betasten.

Die Kleine sah unsicher auf. „Willst du ihn mir nehmen? Ich hab ihn zu meinem ersten Geburtstag bekommen. Wir haben zu Haus in dem Glasschrank noch mehr."

Die Augen des noch jungen Mannes ließen den Becher nicht los. Schwer lösten sich die Worte von seinen Lippen. „Mir ist, als wäre ich wieder ein Kind wie du. Solche Becher standen daheim in Vaters Arbeitszimmer. Ich sah im Winter den lichten Schein des Feuers sich spiegeln in dem silbernen Rund. Es war warm und wohlig bei uns zu Hause — die Mutter schritt heiter durch die Zimmer. Später, viel später erfuhr ich, daß auch sie, die Eltern, hart im Kampfe standen und trotzdem lebensfrohe Menschen blieben. Sie sind tot — ich bin ganz allein. Heute war ich schwach und feige. — Der silberne Becher zeigt mir meine Jugend, die Eltern — — —. Ich will nicht mutlos fliehen. Noch einmal will ich zu den Menschen gehen."

Klein Hella verstand nur die letzten Worte. „Schön, daß wir zusammen heimgehen wollen," lächelte sie. „Gib mir deine Hand, ja?" Du führst mich, gelt? Dafür darfst du ihn auch tragen, meinen silbernen Becher."

Durch das sinkende Grau schritten die beiden ins Leben zurück.

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(6. Fortsetzung.)

Ja. Es stimmt. Als „Geheimer" sitzt Hans Römer im väterlichen Bureau. Um zu spionieren. Aber nicht um den flüchtigen Dieb geht es ihm — vielleicht will der Vater wirklich die Angelegenheit selber in die Hand nehmen, sich einen Sport daraus machen. — Um den Vater selber geht's! Der entlaufen ist . . . der jedes Jahr entläuft! Wiederkehrt zwar, aber von Mal zu Mal in erregterem Zustand seinen selbstbestimmten und genau umgrenzten Urlaub antritt!

Zum erstenmal erfüllt ihn des Vaters Handeln mit tiefer Besorgnis.

Zu Hause sitzt die Mutter und heult! . . . Heult wie eine Frau, die ihren Mann bei einer Untreue ertappt hat. Worte fallen wie: „. . . wegen irgend einer fremden Frau!" Hans kann es nicht begreifen, will es nicht glauben, daß sein Vater durch die Leidenschaft zu einer Frau zu solcher Pflichtvergessenheit getrieben wird. Seine eigenen kleinen Liebschaften, die er alle paar Weekends wechselt, sind immer wieder rasch vergessen. Nein — um eine Frau kann es sich nicht handeln — er war dem Vater zu gleich, er hätte es herausgespürt!

Aber immerhin: irgend etwas bei Vater stimmte nicht!

Das kam einem nicht so zum Bewußtsein, wenn der alte Herr anwesend war. Seine starke Persönlichkeit und die Suggestionskraft seiner Stimme und seines Blickes ließen Gedanken anderer kaum aufkommen. Auch wenn der Vater fort war, hatte seine Wesensart noch lange im Sohn nachgewirkt. So kam es, daß die Mutter nie Trost finden konnte bei ihrem Sohne.

Nur diesmal . . . diesmal, als Wanda schon gar nicht mehr auf einige Beruhigungsworte ihres Sohnes gehofft hatte, hatte Hans — kaum daß das fremde Mädchen nach einem scheuen „Also ich gehe jetzt . . ." verschwunden war — den Arm um der Mutter Schulter gelegt:

„Hast recht, Mutter! Hast ganz recht! Ist nicht schön, was Vater da tut . . . paßt sich nicht. Paßt sich an sich nicht! Paßt sich nicht dir gegenüber, paßt sich nicht der Fabrik gegenüber! Uns Kindern gegenüber! Der ganzen augenblicklichen Lage gegenüber."

Wanda Römer hatte ihr Wange dankbar auf des Sohnes Hand gelegt, ihre Tränen versiegten — sie war nicht mehr allein! —

Tage waren vergangen.

Hans Römer hat das dumpfe Gefühl, daß sich das Rätsel um den Vater irgendwie lösen würde, wenn er einige Wochen in das Leben des obersten Chefs eintrat, in das Leben, das sich zu zwei Dritteln im „Vulkan" abspielte.

Er arbeitet sich verblüffend rasch ein, arbeitet dem Betriebsingenieur in die Hand, der als dritter Prokura-Inhaber in rein kaufmännischen Dingen nur die Unterschrift zu leisten hat.

Das zu den Lohnzahlungen diesmal notwendig gewesene Geld war im letzten Augenblick von Karsten und Hans Römer gemeinsam von der Bank beschafft worden.

Jeden Tag einmal läßt sich ein Wortführer der Arbeiterschaft im Direktionsbureau melden.

„Was is nu mit dem Dieb und dem gestohlenen Geld?"

Hans Römer erwidert, jedesmal mit anderen Worten:

„Wir haben einen bestimmten Verdacht. Der Betreffende gehört nicht zur Fabrik. Überlassen Sie es uns, die Angelegenheit zu führen!"

Im Grunde seines Herzens ist er entrüstet. Sein Gerechtigkeitsgefühl sträubt sich dagegen, daß sich da irgendwo im Süden ein Verbrecher herumtreibt, der dreist erbeutetes, von Männern in schwerer Fron erarbeitetes Geld schamlos vergeudet, während es sich Hunderte von anständigen Kerlen gefallen lassen müssen, sich verdächtigt zu fühlen.

Am folgenden Sonnabend — Hans ist gerade auf dem Sprung, als einer der letzten das Bureau zu verlassen — betritt der Briefträger das Zimmer:

„Eingeschriebener Brief!"

„Der Betriebsingenieur soll kommen, wenn er noch da ist", gibt Hans über die Telephonzentrale.

Karsten, der nach dem Fortgang der Arbeiter gerade seinen halbstündigen Kontrollgang durch die Werkstätten beendet hat, betritt in Hut und Mantel das Direktionsbureau.

„In Zukunft geben Sie mir bitte eine Postvollmacht, Karsten. Unterschreiben Sie, bitte! . . . So, danke."

„Guten Sonntag!"

Der Betriebsingenieur und der Briefträger verlassen den Raum.

Hans Römer wendet den Brief um.

Absender? . . .:

Hotel des Etrangers, Monaco.

Ein Brief aus Monaco an die Firma? . . . Merkwürdig!

Er ist der Sohn seines Vaters — er reißt den Brief nicht auf in fieberhafter Eile, er schneidet ihn so langsam und sorgfältig auf, daß das rote Siegel, gestempelt mit einem deutschen Markstück, unzerbröckelt am Umschlag haften bleibt.

Eine grüne Nummernliste der Spielbank von Monte Carlo fällt ihm entgegen. Sie umschließt einen Verrechnungsscheck des Crédit Lyonnais über neunzigtausend Mark auf die Deutsche Bank in Berlin. Order: Maschinenfabrik Vulkan, Berlin.

Kein Brief dazu. Nur quer mit Blaustift über die Spielbankliste geschrieben, mit verstellter Handschrift:

Nehme an, daß Angelegenheit durch meine Rückgabe aus der Welt geschafft ist.

Keine Unterschrift dazu. Nichts.

Aber es bedarf auch keiner Unterschrift: dem Becker mußte jetzt eine Last von der Seele herunter sein!

Wieder einmal fühlt sich Hans Römer dem Vater verbunden. Der war doch klüger gewesen als sie alle zusammen! War ein ganz guter Psychologe: hatte den Becker gekannt, gewußt, daß ihm die Größe fehlen würde, den gestohlenen Riesenbetrag so mir nichts dir nichts auf dem grünen Casinotisch den Zufällen einer Croupierhand auszuliefern! War eben wohl doch noch ein Unterschied, ob einer nach und nach zehntausend Mark veruntreute oder sich mit einem Schlage neunzigtausend aneignete! . . . Oder — hatte er gar mit diesen neunzigtausend Mark wirklich gespielt und sich ein kleines Vermögen gemacht?

Na, jedenfalls, die Chose war erledigt! Nun würden sich auch die Arbeiter wieder beruhigen.

Hans Römer sieht auf die Uhr. Gleich am Montag würde er einen Anschlag in der Fabrik machen, die Rückerstattung des Geldes bekanntmachen, aber ohne den Namen des Diebes preiszugeben! So war es wohl auch im Sinne des Vaters.

Als Hans Römer den Fabrikhof überquert, liegt das große, rot leuchtende Gebäude aus Klinkersteinen schon in vorsonntaglicher Ruhe. Der Pförtner am Eingangstor spielt mit der Katze, die sich schnurrend auf der Waage sonnt. Grüßend führt der Pförtner die Hand zur Mütze und denkt, daß die alte Mutter sich freuen wird, die er morgen in Lehnin besucht.

Hans Römer nickt und gibt im Vorübergehen der Katze einen Klaps auf das glänzende Fell.

Vergnügt pfeift er vor sich hin. Er freut sich. Er freut sich und wundert sich darüber! Dann stellt er fest, wie stark im Menschen das Verlangen nach einem glückhaften Ausgang ist:

Da hatte doch dieser Schuft, der Becker, den Kassenschrank ausgeraubt! Frechheit! Hatte die Fabrikleitung in kurze Zahlungsschwierigkeiten gebracht! Unverschämtheit! hatte die Arbeiterschaft in Unruhe versetzt! War schuld daran, daß er, der Sohn, vom Vater abgerückt war! Unerhört! Aber er hatte das gestohlene Geld zurückerstattet! Famos! Hatte sogar vielleicht noch vorher etliche tausend Mark an der Roulette gewonnen! Fein! War in den Augen der Leute, da keine Anzeige erstattet worden war, ein hochachtbarer Mensch! Prachtvoll! Konnte seelenruhig, mit gutem Gewissen, an seine Zukunftspläne denken! . . . Doch eigentlich sehr schön, wenn solche faule, üble Sache mal gut ausging — in rosarot! Eben happy end!

Was der jetzt wohl vorhatte, der Becker! Dachte vielleicht ans Heiraten. Ach Gott, ja natürlich — die kleine, verheulte Telephonistin! Die — so wenig bestrickend sie auch aussah — das ganze Unheil angerichtet hatte! Sie war ja die unschuldige Ursache zu dem ganzen Malheur. Er hatte sie nicht mehr zu Gesicht bekommen seit jener Frühstücksstunde auf der Terrasse. Armes Wurm! Hatte den Becker vielleicht doch lieb gehabt im Grunde ihres Herzens. Sich nur aus Angst vor der Direktion, aus Sorge um ihre Existenz von ihm losgesagt . . . Verdiente wohl nicht viel, die Kleine in der Telephonzentrale — hundertfünfzig Mark — dreihundert — vierhundert . . .?

Karl, der Laufjunge, der anscheinend im Bureau etwas vergessen hat, kommt ihm entgegen. Hans Römer hält ihn an:

„Wissen Sie zufällig die Privatadresse unserer Telephonistin?"

Und er notiert: Gerda Manz, Gartenstraße . . .

War ja nicht weit.

„Ich geh zu Fuß", sagt er dem Chauffeur und geht die Invalidenstraße hinunter.

Würde Augen machen, die Kleine, wenn er ihr die Nachricht brachte! Hatte der Vater ihr nicht einen Extraurlaub bewilligt? Warum hatte sie den nicht genommen. War wohl zu ängstlich. Schrecklich mußte das sein, immer um seine Existenz zu zittern!

Vor einem Konfitürengeschäft bleibt er stehen. Wenn schon — denn schon, denkt er. Sollte einen richtig schönen Tag haben, die Kleine! Blumen konnte er ihr nicht bringen, das paßte sich nicht. Aber was zu naschen? Das war das Richtige!

Eine Riesen-Pralinenschachtel, mit großäugigem Mädchenkopf auf ledergepreßtem Deckel, von bauschiger, goldseidener Schleife umwickelt, unter dem Arm, geht er jetzt die Gartenstraße hinunter.

War doch weiter, als er gedacht hatte. Kein Vergnügen, an einem so heißen Sommertag das Pflaster von Berlin zu treten. Mutter und Else hatten's gut. Die reisten nach Binz, hatten längst Zimmer bestellt. Na, er mußte es ja nun aushalten in Berlin, hatte sich's ja selber in den Kopf gesetzt. War ja auch interessant, so einen Betrieb mal ganz genau kennen zu lernen. Würde ja der seine werden später. Er stand kurz vor dem Referendarexamen. In nicht allzu langer Zeit würde er als Syndikus der Firma seinem Vater zur Seite stehen. Er sah in Gedanken bereits seine Visitenkarte: Dr. Hans Römer, Syndikus der Maschinenfabrik „Vulkan". Und dann, so mit fünfunddreißig, vierzig, nahm er sich eine Frau, die gut zu repräsentieren verstand, möglichst aus der Branche, damit man gleich zwei Fabriken zusammenlegen konnte. Wenn dann der alte Herr sich mal zur Ruhe setzte . . .

Er pfeift einen Schlager vor sich hin, während er eine Straßenkreuzung nach der anderen überquert:

„Jonny, wenn du Geburtstag hast" — mein Gott, war das weit! — „bin ich bei dir zu Gast" — welche Nummer war das? — Augen würde sie machen, die Kleine — „Jonny, ich träum' so viel von dir" — stand vielleicht schon in der Küche und bügelte ihr Sonntagskleidchen aus — „ach, komm doch mal zu mir" — na endlich! Also wo . . .? Hof III, Portal 2.

Er springt die Treppe hinauf. Zwei Stufen auf einmal. Schmal und steil ist die Treppe und abgetreten. Und dunkel ist's. So wohnen . . .? Scheußlich! An den Türen fleckige Visitenkarten. Kaum zu entziffern, die Namen.

Da endlich: Frau Anna Manz.

Er will klingeln, da sieht er, daß die Tür nur angelehnt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.